



Roland Schneiderreit

*Strömungsverhalten*

Roman

Roland Schneiderei  
Strömungsverhalten

## **Roland Schneiderei in der Edition Noack & Block**

Hilfe, nicht schon wieder Italien. Ein kurzweiliges Urlaubstagebuch,  
2007, ISBN 978-3-86813-000-3

Bittersüße Geborgenheit. Ein Roman, 2009, ISBN 978-3-86813-001-0

Irritationen um Fräulein Simone. Eine Novelle, 2010, ISBN 978-3-86813-005-8

Stadt der toten Engel. Ein Roman, 2011, ISBN 978-3-86813-007-2

Heute komme ich dich holen. Ein Roman, 2012, ISBN 978-3-86813-011-9

Roland Schneider

# Strömungsverhalten

Roman

EDITION  
Noack  Block

Umschlagabbildung: Hamburger Hafen Kaimauer © Natalie Jacobs / pixelio.de

ISBN 978-3-86813-024-9

© Edition Noack & Block in der Frank & Timme GmbH  
Berlin 2015. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-  
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.  
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,  
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in  
elektronischen Systemen.

Herstellung durch Frank & Timme GmbH,  
Wittelsbacherstraße 27a, 10707 Berlin.  
Printed in Germany.

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

[www.noack-block.de](http://www.noack-block.de)

# I

Ehe ich wusste, wie mir geschah, lag ich der Länge nach auf dem Boden. Ob ich das aus der Rückblende heraus als ein Zeichen werten soll? Dazu habe ich mir bis heute keine Meinung gebildet. Was wohl daran liegt, dass ich mich vor Wahrheiten drücke. Nicht vor allen, einige wenige dieser Tatsachen will ich mir nicht eingestehen. Das Bequemste im Leben ist die Verdrängung. In meinem Hinfallen steckte ein Gutes. Ich sah diese für mich neue und große Stadt zum ersten Mal aus einer ungewöhnlichen und prägnanten Perspektive. Von unten gewissermaßen! Ich kam sozusagen in den Genuss, den großstädtischen Dreck und damit den Geschmack der modernen, urbanen Zivilisation zu kosten. Einer Mischung aus Urin, Schweiß, Öl, Parfüm und Plastik. Ein eigentümlicher Geruch, der jeder Großstadt anhängt. Jedenfalls war mir in diesem Moment nicht zum Lachen zumute. Ich war in der „Zivilisation“ angekommen.

Wie ich stolperte? Keine Ahnung. Alles lief in Bruchteilen einer Sekunde ab. Bei meiner Ankunft am Bahnhof herrschte ein reges Gedränge. Die Fahrgäste wollten diesen ungastlichen Ort schnell verlassen und da passierte halt dieses Missgeschick. Ich strauchelte und tauchte einfach ab. Niemand von denen, die an mir vorbeieilten, lachte über mein Malheur. Sie gingen ungerührt über mich hinweg, als sei nichts geschehen. Ihre Geschäfte waren ihnen allemal wichtiger. Was zählte ein Mensch auf dem steinernen Boden eines Bahnhofs? Wer kannte denn Mathias Novernius? Ein Mensch, der im Unrat lag. Dem die Ignoranz seiner Mitmenschen half, die Situation weniger peinlich zu finden. Ich lernte meine erste Lektion: Menschen sind in dieser großen Stadt nur Beiwerk. Sie füllen die Straßen und Häuser, geben ihnen das Leben, das in sie hinein gehört. Nur sind sie nicht mehr die Protagonisten einer Stadt, die sie selbst erschaffen haben. Ihre Aufgabe besteht darin, mit ihrer Anwesenheit die Stadt zu beleben und damit die Trostlosigkeit zu kaschieren. Das zu begreifen, soweit war ich da-

mals noch nicht. Ein Gutes fand ich an dem mir zugefallenen Missgeschick: Meine Kleidung und mein Gepäck blieben unversehrt.

Gefreut habe ich mich wie ein kleines Kind auf diese Stadt. Der Grund ist ganz banal. Die Stadt liegt am Meer. Trotz meiner einunddreißig Lebensjahre bin ich nie ans Meer gereist. Meine Eltern fuhren mit uns immer in die Berge. Und später, ich stand bereits auf eigenen Beinen, fehlte die Zeit. Schließlich hätte ich im Urlaub jederzeit hinfahren können. Die Gelegenheit bestand. Deshalb nutzte ich sie nicht. Das war wohl der Grund, den Besuch des Meeres immer wieder zu verschieben.

Einer dieser Großstadtmenschen hob mich dann doch auf. Er holte mich vom Bahnhof ab. Dieser Mensch, mein neuer Kollege, war mein alter Freund Torsten Ferk. Wir waren seit Studienzeiten miteinander befreundet, haben in dieser Zeit viel gemeinsam erlebt, so wie das bei Studenten eben ist. Nach dem Studium trennten sich unsere Wege aus beruflichen Gründen. Er bekam eine Stelle beim Abendstern, der bedeutendsten Zeitung dieser Stadt und des Landes. Ich landete derweil bei einem provinziellen Tageblatt im Süden der Republik. Meine Aufgabe bestand darin, über die Provinzschickeria zu berichten. Abteilung Feuilleton.

Provinzschickeria? Um die Sache auf den Punkt zu bringen: Umso provinzieller die Provinz, umso schicker die Schickeria. Und die Provinz, in der ich arbeitete, war die reinste Provinz. Das hat mich dermaßen gelangweilt, dieses Katzbuckeln vor Leuten, die nur ihr Geld auf ihrem Konto zählten oder zumindest die ganze Stadt im Glauben ließen, sie hätten welches. Dieses Geld gab ihnen die Macht über andere Menschen zu bestimmen. Sie wie Marionetten an der langen Leine laufen zu lassen und ich lief mit oder besser ihnen nach. Was diese Leute auf alle Fälle nicht ihr Eigen nennen konnten, war Stil und Bildung. Ich machte meine Arbeit, berichtete über die Schickeria und schwamm im Mainstream. In dieser Disziplin war ich ziemlich gut. Die Reichen waren auf mich angewiesen. Ohne mich, die Presse, dem Bindeglied zur Öffentlichkeit, waren diese Leute nichts. Der eine steht

auf der Bühne und der andere sitzt im Saal. Ich brachte alle zusammen. Mit meiner Arbeit schaffte ich das Kunststück, selbst Toten, die mal prominent waren, neues Leben einzuhauchen. Andererseits war ich froh, gleich nach dem Studium eine Stelle gefunden zu haben. Viele meiner Kommilitonen arbeiteten jahrelang in befristeten Verträgen oder hangelten, Affen gleich, von einer Praktikantenstelle zur anderen. Und sowas sieht in Lebensläufen nicht gut aus. Manch einer arbeitete ausschließlich auf Honorarbasis. Irgendwie alles prekäre Beschäftigungsverhältnisse. Schnell erhielt ich Einladungen für geistlose Partys. Was mich auf diese Partys trieb, ist mir bis heute schleierhaft geblieben. Ich bestellte immer die Getränke mit den meisten Prozenten. Obwohl die Gäste mich mehrmals auf meine Trinkgewohnheiten ansprachen, sie mir sogar nachsagten, ich sei Alkoholiker, begriff keiner dieser Idioten, was ich damit ausdrücken wollte. An mir hing das Vergnügen, eine eklige Flüssigkeit zu trinken. Die mehr geistige Potenz in Form von Prozenten aufwies als alle Gäste zusammen. Lustig fand ich auf den Partys, mir vorzustellen, dass diese ganzen Millionen, auf die die Gäste so stolz waren, im Zeitpunkt ihres Todes für sie keinen Wert mehr besaßen. Nichts davon konnten sie auf ihre letzte Reise mitnehmen. Und was sie da erwartete, das weiß bis heute niemand.

Um auf Torsten, meinem Retter, zurückzukommen. Er war nicht älter geworden in dem Sinne, dass ich ihm das angesehen hätte. Torsten sah weniger mager aus, jedenfalls nicht so mager wie ich ihn aus unserer gemeinsamen Studentenzeit her kannte. Sein bürgerlicher Wohlstand war an seiner äußeren Gestalt abzulesen. Er war nicht übergewichtig, sondern legte mit den Jahren ein paar Kilo zu. Auf der Uni fehlte uns damals das Geld. Wir lebten bescheiden. Das machte das Leben auf seine Art und Weise schön. Ich bin der festen Überzeugung, das Wenige, was wir uns während der Studienzeit leisten konnten, trug wesentlich zu unserer jugendlichen Ausgelassenheit bei. Sogar ein klein wenig Stolz lag in unseren Gesten, weil wir den Spagat schafften, mit minimaler materieller Ausstattung über die Runden zu kommen. Schließlich erkannte ich in Torstens leichter Gewichtszu-



nahme, die mir in Form seines volleren Gesichtes entgegensprang, meine eigene Veränderung. Körperlich war ich weit weg von einem Bauchansatz. Ich lebte im Idealgewicht. Wir waren älter geworden. Unsere Jugend neigte sich dem Ende entgegen.

Und dann war da plötzlich dieser Geruch, den meine Nase wahrnahm. Ungewöhnlich. So roch Meeresluft, dachte ich. Diesen zu beschreiben, fehlten mir die Worte. Ich kannte die einzelnen Bestandteile, aus denen sich Meeresluft zusammensetzte, nicht.

Torsten und ich kamen natürlich gleich ins Gespräch. Eine Menge war in den letzten drei Jahren geschehen. Mein Gott, dachte ich, vor drei Jahren haben sie uns die Diplome überreicht. Viel Zeit zum Schwatzen und Aufwärmen der alten Geschichten blieb leider nicht. Torsten gab mir gleich eine Einweisung, was mich im Redaktionsgebäude des Abendsterns erwarten würde. Wir überquerten den Bahnhofsvorplatz und bestiegen in einer Seitenstraße den Firmenwagen.

„Also pass auf, der Alte heißt, wie du ja weißt, Anton Schlabermund. Er ist ganz umgänglich und wen der Chef einmal in sein Herz geschlossen hat, den entlässt er nicht ohne weiteres. Er steht auf solch junge Typen. Du und ich. Wir sind, sagt Schlabermund immer, innovativ und nicht abgenutzt. Dabei ist er selbst um die sechzig. Na, wirst du ja selbst sehen. Übrigens gehört ihm der ganze Laden. Er hat nie den Fehler gemacht und die Zeitung in eine Aktiengesellschaft verwandelt. Damit blieb er unabhängig. Wenn der in Rente geht, wird die Belegschaft zittern. Keiner weiß, was dann aus dem Abendstern wird. Dein Gepäck nehme ich gleich mit rauf ins Büro. Wir sehen uns später. Achtzehnte Etage.“

Ich hörte die ganze Zeit zu, schaute dabei aus dem Fenster des Wagens, blickte in die nervös belebten Straßen dieser für mich gewaltigen Stadt, die nur aus Konsum zu bestehen schien. Menschen hasteten in einem Tempo die Straßen entlang. Das jagte mir Angst ein. Nichts von süddeutscher Beschaulichkeit. Wie ich heute weiß, war nicht die Geschwindigkeit das Problem, mit der ich nicht klar kam. Nein, die Abwesenheit, mit der die Menschen einander begegneten. Alle schienen

irgendeinem imaginären Ziel hinterherzulaufen. Jeder seinem eigenen. Keiner nahm den ihn entgegenkommenden oder ihn überholenden Menschen mehr wahr. Ich erklärte mir mein Unbehagen mit meiner provinziellen Naivität.

Die Fahrt über schwieg ich, ließ Torsten den Vortritt beim Sprechen und hörte genau zu. Torsten kam aus dem gleichen Stall. Journalisten besitzen die Eigenschaft, sehr kommunikationsfreudig zu sein. Immer dieses Mitteilungsbedürfnis. Das nervte mich an meiner eigenen Person, obwohl ich sagen muss, in bestimmten Situationen schweige ich und lasse lieber erzählen. Zuhören ist erholsamer, schult die Konzentration und ist für meine Arbeit wichtig. Die Menschen, die ich interviewe, denen muss ich zuhören können.

Unser Auto, an dessen Tür der Name Abendstern prangte, hielt vor einem Bürohochhaus. Ein Ende schien dieses Gebäude nicht zu besitzen. Ich legte meinen Kopf weit in den Nacken. Das war für mich ungewohnt und bereitete mir erstaunlicherweise Schmerzen.

Zum Nachdenken blieb mir keine Zeit. Mit dem Fahrstuhl fuhren wir hinauf in die Chefetage, wo Torsten mich sozusagen abgab. Einer dieser Chefetagenflure, wie überall, teuer und kitschig ausgestattet, mit rotem Teppich und vergoldeten Wandleuchten, die wie Arme aus den bordeauxfarbenen Wänden nach jedem griffen, der den Weg zum Chef nahm. Dazwischen Vitrinen mit goldglänzenden Pokalen. Ich könnte jetzt behaupten, der Flur wirkte wie ein Edelbordell. Das wäre nicht die ganze Wahrheit, weil ich so etwas nur im Fernsehen bisher gesehen habe. Zugleich herrschte absolute Stille, die an eine Leichenhalle mit ihrer feierlich, tödlichen Grundstimmung erinnerte. Mit einem kleinen Unterschied: Hier blieben die Augen trocken. Der Vergleich mit der Leichenhalle war nicht abwegig. Diese Stille bedrückte einen wie mich. Komisch. Eines der höchsten Häuser der Stadt, in dem das Leben dieses Ortes wie ein Spiegelbild auf Zeitungsseiten projiziert wird, und dazu diese Stille. Viel Zeit zum Denken räumte mir die Vorzimmerdame vom Chef nicht ein, die im Flur saß. Nach

einem kurzen Telefonat wandte sie ihre Aufmerksamkeit meiner Person zu.

„Sie sind Herr Novernius?“ Ich nickte automatisch. „Nehmen Sie bitte Platz, Herr Schlabermund wird Sie gleich hereinbitten. Mein Name ist Frau Albrecht. Die Chefsekretärin.“ Ich grüßte freundlich. Sie passte perfekt in das plüschige Ambiente des Flures. Frau Albrecht schien ein Gespür für Menschen zu besitzen. Beim Verlassen des Fahrstuhls muss sie geahnt haben, wer ihr da gleich entgegentreten wird.

Ich saß in einer Sitzgruppe, die in ihrer Bequemlichkeit erdrückend wirkte. Auf dem kleinen Tisch stand eine Vase mit Blumen, die trotz ihrer Frische Traurigkeit und Einsamkeit in mir hervorriefen. Sie passten nicht in diese Umgebung. Die Blumen kamen unschuldig daher. Unschuldig ist keine Chefetage einer Zeitung auf dieser Welt. Die Zeit verrann. Aus dem Augwinkel betrachtete ich Frau Albrecht, die sehr intensiv arbeitete und gerade in ihren besten Jahren stand. Die Kleidung, die sie trug, war perfekt auf ihre Figur abgestimmt, da steckte Stil dahinter und erinnerte mich an die Mode eines Yves Saint Laurent. Die Zeit, in der Mode noch feminine Züge trug, bevor der Freizeitlook die weibliche Eleganz ein für alle Mal zerstörte. Irgendwann einmal muss jemand die Ästhetik ermordet haben. Welch Tragik für die Frauen und erst uns Männern! Natürlich uns Männern und damit meinte ich den Teil von Männern, die die Ästhetik der Frau auch, aber nicht nur, über ihr Äußeres definierten. Die Emanzipation der Frau. Sollte die Emanzipation wirklich je über unsere Welt gerollt sein, erkaufte haben die Frauen diesen Zipfel Selbstbestimmung mittels Preisgabe ihrer Weiblichkeit, also dem eigenen weiblichen Ich. Absurder kann eine Befreiung von alten Zwängen nicht sein. Oder sind meine Gedanken vom Egoismus der Männer geleitet? Sehen wir die Frauen in der Form eines Objektes der Begierde und machen dies an ihrem erotischen Erscheinungsbild fest? Weiter kam ich nicht mit meinen Gedanken zum Thema Frauen und Ästhetik. Am Ende des Flures öffnete ein kleiner, untersetzt wirkender Mann mit Halbglatze, eben je-

ner Cheftyp, den alle kennen und der fast seine eigene Kopie sein konnte, die Tür. Wir Menschen stellen uns genauso einen Chef vor. Sein Körper steckte in einem grauen Zweireiher. Vermutlich trug er Hosenträger. Denn wie sollte seine Hose, die nur im Stehen eine akzeptable Länge aufwies, an seinem Körper haften bleiben? Er rief mich mit meinem Namen, winkte freundlich, fast euphorisch, ich solle zu ihm kommen.

Die Begrüßung war herzlich und ich spürte von Anfang an die Ehrlichkeit Schlabermunds, die zwei Menschen, wenn sie unter vier Augen redeten, füreinander aufbringen sollten. Dieser Schlabermund war allen bekannt. Er war das Urgestein in der Branche. Wer kannte nicht seinen Namen. Schlabermund vertrat seine Meinung und er produzierte Meinung: Überall, wo er auftauchte, hörten die Menschen ihm zu. Sein Charisma schwamm auf einer natürlich-freundlichen Ausstrahlung. Damals dachte ich nicht weiter darüber nach. Was das wohl für ein Gefühl sei, die Meinung eines ganzen Landes bestimmen zu können. Praktisch stand Schlabermund da, wo wir alle hinwollten: An der Spitze. Und die Spitze war, räumlich ausgedrückt, diese totenstille Chefetage. Nein, nicht nur diese Chefetage und die Sessel. Das wäre zu einfach. Was Schlabermund besaß, war zwar die Stellung eines Chefs, er besaß ebenso Autorität, an der niemand zweifelte. Seine Kompetenz, das war im ganzen Land bekannt, eine Folge seiner Arbeit und seiner Persönlichkeit. Jedem war bekannt, Schlabermund konnte laut werden, wenn ihm eine Sache nicht passte. Auf seine Mitarbeiter ließ er nichts kommen und hier lag der Grundstein, den er selber legte, für sein Ansehen. Für ihn waren Mitarbeiter nicht Mitarbeiter, sondern Menschen, und er behandelte seine Mitarbeiter wie Menschen. Das sollte ich bald erfahren. Viele von diesen Menschen fand man in unserem Land nicht mehr. Menschen waren längst zur Ware verkommen. Menschliche Arbeit, eine Handelsware am Arbeitsmarkt. Ein Mensch, der seine Macht nicht ausspielte und sie andere spüren ließ, das war mittlerweile zur Seltenheit geworden. Manche waren einfallsreich. Sie spielten den wohlthätigen Samariter. Behandelten an-

dere Menschen scheinbar menschlich, um sie besser für ihre Zwecke einzuspannen. Damit will ich nicht sagen, Schlabermund wäre ein Mensch ohne Fehl und Tadel, nein, nur er wusste, wie er die Zusammenarbeit mit seinen Mitarbeitern zum eigenen Vorteil gestaltete. Nicht die Würde des Humankapitals war für ihn unantastbar, sondern so, wie es da stand im Grundgesetz, die Würde des Menschen.

Schlabermund griff nach meiner Hand, die er kräftig, ja kumpelhaft, schüttelte. Seinen kurzen Fingern gelang keine Umfassung meiner Hand. Ein dicker goldener Siegelring drückte störend.

„Nehmen Sie auf der Couch Platz, Herr Novernius. Ich freue mich, Sie im Namen aller Mitarbeiter beim Abendstern begrüßen zu dürfen. Tee oder Kaffee? Ich trinke ja am liebsten Tee.“ Mit seiner jovialen Art fing er mich ein.

„Dann probiere ich natürlich Ihren Tee“, gab ich zurück, weil mir nichts Besseres einfiel.

„Sehr schön, da sind Sie mir gleich sympathisch“, er setzte ein gewinnendes Lächeln auf und zwinkerte, „ich liebe Tee, davon kann ich nie genug bekommen. Friesenmischung, müssen Sie wissen. Dazu Milch, Zitrone oder Zucker?“

Ich nahm nur Zucker und meine Verwunderung wuchs mit jeder Minute. Schlabermund umsorgte meine Person mit einer Zuvorkommenheit, dass ich Sorge trug, er würde nach unserem Gespräch den Raum verlassen und mich in der Funktion des Chefs zurücklassen. Ich muss zugeben, das irritierte mich und in mir stieg eine gewisse Unsicherheit auf. Wie diesen Menschen einordnen und mit ihm umgehen?

Er begann ein wenig aus seinem bewegten Leben zu erzählen, um plötzlich abubrechen und mich einzuladen aus dem Panoramafenster seines Büros zu schauen. Was ich da sah, verschlug mir den Atem. Die ganze Stadt lag zu unseren Füßen. Kein Wunder, wir befanden uns im vierundzwanzigsten Stockwerk. Ich stand kurzzeitig vor einer Schwindelattacke. Glücklicherweise entschwand diese Fee aus meinem Gehirn. Ein neues Gefühl gewann in mir die Oberhand. Ein Empfinden, alles Beherrschen zu können. Von hier oben besaß der Mensch den

Überblick und in dessen Folge entwickelte ich eine Art Unantastbarkeit, ja Macht, und die Möglichkeit alle Probleme der Welt zu lösen. Anton Schlabermund erklärte mir die Stadt mit ihren markanten Gebäuden und dem Hafen. Der Hafen kam in Form einer Wucherung daher. Langsam fraß er die Stadt auf. Seine großen Kräne griffen nach der Urbanität. Abstrakt glänzte das Meer, weit hinter dem Hafen. Zu weit für mich, um mir ein Bild von dem noch nie gesehenen großen Wasser zu machen. Das Wasser sah von hier wie ein breites Band Silberfolie aus.

Ich begann mich soeben an diesem Panorama sattzusehen, da zog Schlabermund meinen Körper in Richtung Couch zurück. „Mein lieber Novernius, wir hier in der Redaktion sind eine große Familie und wir sind die Besten der Branche. Das wissen Sie ja bereits. Alle Welt liest uns und beachtet unser Urteil zu den aktuellen Themen in dieser Welt. Dafür verlangen wir natürlich einiges: Absolute Loyalität und Einsatzbereitschaft, eine Berichterstattung, die unsere Wirtschaft und vor allem den Hafen nach vorne bringt. Freilich, das muss ich Ihnen ja nicht sagen. Sie haben die entsprechenden Referenzen und ich ließ mir die Gelegenheit nicht nehmen, mit ihrem alten Chef zu sprechen, der voll des Lobes über Sie ist. Was ich sagen will, Sie werden ja im Wirtschaftsteil arbeiten, einem sensiblen Bereich, gerade hier in dieser Stadt, in der der Hafen der Motor des Ganzen ist. Wissen Sie was, wir fahren kurz rüber und ich zeige Ihnen unser Schmuckstück.“ Schlabermund sprang auf und zog mich in seinem Sog mit. Er entfaltete für einen Sechzigjährigen eine enorme Wirkung. Ich wunderte mich über die nie zu versiegen scheinende Energie des alten Mannes, der trotz seiner Jahre offen geblieben war für spontane Entscheidungen. Die flotte Fahrt zum Hafen der Stadt nötigte mir jede Menge Respekt ab. Für Schlabermund schienen keine Verkehrsregeln zu gelten. An Stellen, wo ein Blitzer aufflackerte, lächelte er nur vielsagend. Schlabermund schien gute Verbindungen zur örtlichen Polizei zu besitzen. Am Hafeneingang winkten die Sicherheitsleute unser Auto ohne Kontrolle

durch. Irgendwo zwischen den vielen Containerburgen stiegen wir aus. Ich verlor jegliche Orientierung.

„Sagen Sie, wie groß ist der Hafen?“ fragte ich fast ehrfürchtig unter dem Eindruck der Ausdehnung. Aus der Perspektive des Panoramafensters von Schlabermund war ein wenig von seiner Monsterhaftigkeit zu erahnen. Mittendrin wirkte alles unheimlich und verstörend.

„Raten Sie mal, mein lieber Novernius.“

„Schwer zu beurteilen, Herr Schlabermund, mir fehlt da die Erfahrung. Ist mein erster Hafen, den ich sehe.“ Schlabermund lachte und schlug mir auf die Schulter. „Ja, ich vergaß, Sie kommen aus dem Süden. Der Hafen wird eines Tages das größte Industriegebiet Europas sein. Mit seiner Größe machen wir die Anderen auf dem Kontinent platt. Von diesem Punkt aus“, er zeigte auf den Boden, „bis zum Ende sind es zehntausend Meter. Die nächste Ausbaustufe, an der seit letztem Sommer gebaut wird, bringt uns weitere achttausend Meter. Nur die Länge, von der Breite ganz zu schweigen. Sehen Sie, da hinten den Wald aus Baukränen, das meine ich.“ Was hieß „von diesem Punkt aus“, „... da hinten ...“. In weiter Ferne wirkten die Kräne wie Spielzeug. Ich stand neben Schlabermund hilflos herum. Wer uns in diesem Moment gesehen hätte, dachte, der Chef mit seinem jungen Assistenten plant an dieser Stelle einen großen Coup.

Vorsichtig fragte ich Schlabermund nach den Tonnen, die jährlich umgesetzt werden. „Wir schlagen über fünfhundert Millionen Tonnen um, sowohl Container, als auch Schüttgut. Und nach dem Ausbau werden wir die Milliarde durchbrechen. Unvorstellbar, selbst für mich. Für einen Sohn dieser Stadt. Ich bin mit dem Hafen aufgewachsen. Sehen Sie“, er zeigte in Richtung Wasserfläche, „das Containerschiff, zweihunderttausend Tonnen. Wahnsinn! Noch größere Schiffe sind im Bau. Senkt natürlich die Transportkosten. Deswegen der Hafenausbau.“

Schlabermund, seine Rede nahm rauschhafte Züge an. Zahlen und Fakten, die an Größenwahnsinn grenzten. Und langsam dämmerte mir, auf was ich mich da einließ. Ich bekam ein mulmiges Gefühl. Von

der Provinzschmonzette zu einem Weltblatt. Von der Schickeria zu den ganz großen Haien im Geschäft. Wir schlenderten zu seinem Wagen. Auf dem Weg dorthin spürte ich in meiner Jackentasche das Mobiltelefon vibrieren. Wer da wohl anruft, dachte ich. Bestimmt Mutter. Ich traute mir in diesem Moment nicht, das Telefon aus der Tasche zu ziehen. Wir fuhren zurück in die Redaktion. Auf der Fahrt fragte ich nach dem Geheimnis für den wirtschaftlichen Erfolg dieser Stadt. „Mein lieber junger Freund, der Erfolg kennt nur ein Wort: Wachstum. Wer das nicht begriffen hat, dem ist nicht mehr zu helfen. Ich sage Ihnen Wachstum, Wachstum und nochmals Wachstum machen den Erfolg unserer Stadt aus. Investoren rennen uns die Türen ein. Schauen Sie, was die Chinesen mit Wachstum erreicht haben. Wir Deutschen können das genauso gut. Und wir werden weiter auf Wachstumskurs bleiben. Wachstum wird uns vor allen Unbilligkeiten des Wirtschaftslebens schützen. Ich bin der festen Überzeugung, mit Wachstum können wir sogar die zyklischen Krisen austricksen. Wenn ich sehe, was in den letzten Jahren in dieser Stadt alles geschaffen worden ist. Der Herr da oben“, er zeigte mit dem Finger in Richtung Himmel, „der liebt uns und unsere Stadt. Und sie dürfen nicht vergessen, für jeden Einwohner fällt ein Krumen dabei ab.“ Er dreht seinen Kopf in meine Richtung und ich beobachtete, wie ein Gefühl der Euphorie ihn durchströmte. Hätte er nicht das Lenkrad festhalten müssen, er wäre mir wohl um den Hals gefallen. „Novernius, in mir ist dermaßen viel Glück, ich könnte die Welt einreißen. Und das in meinem Alter. Ist einfach nur verrückt.“ Er lachte. „Wir werden bald die Größten sein.“ Höflich lächelte ich ihn an und nickte. Zurück im Verlagsgebäude, verabschiedeten wir uns.

Die Zeit war weit fortgeschritten. Schlabermund gab mir für den Rest des Tages frei, schließlich sollte ich mich erst einmal akklimatisieren. Ich zog endlich mein Telefon aus der Jackentasche. Vorhin der Anruf, das war meine Mutter. Wer sonst. Sie wollte bestimmt wissen, wie mein erster Tag war. Ich rief sie an. Sagte ihr, alles sei gut angelaufen und bat sie Vater Grüße auszurichten. Ich würde mich melden. Im



Moment war mir nicht danach, längere Gespräche mit meiner Mutter zu führen. Manchmal konnte sie anstrengend sein. Ich war geschafft von all dem, was ich an diesem Tag bisher erlebte.

Nach unserer Ankunft am Redaktionsgebäude rief ich Torsten an. Der kam mit meinen Sachen runter vor das Haus. Von dort aus fuhr er mich ins Appartement, das die Zeitung für mich angemietet hatte. Der Abend senkte derweil seinen Mantel über die Stadt. Ich bemerkte nicht einmal, dass mir beim Betreten des Hauses eine Frau die Tür aufhielt, damit ich mit meinen Taschen hineinkam. Ich grüßte vermutlich nur mechanisch und verschwand in der zwölften Etage, wo mein Appartement lag. Ich duschte und meine Muskeln entspannten dabei. Danach fiel ich ins Bett und schlief sofort ein.

Das Telefon weckte mich am Morgen. Meine Mutter war dran. „Du warst ja gestern so kurz angebunden?“ Das Gespräch begann gerade erst und meine Mutter formuliert einen Vorwurf an mich. Das war typisch Mutter. Seitdem ich ausgezogen war, überhäufte sie mich mit Vorwürfen. Sie verwand bis heute nicht meinen Auszug. Ich zog damals wegen meiner Ausbildung von der elterlichen Heimstatt weg. Das nahm mir Mutter bis heute übel. Ich war gleich wieder genervt.

„Am ersten Tag auf der neuen Arbeit ist das verständlich, Mutter.“

„Wo hast du die Nacht geschlafen. Haben sie dir eine vernünftige Wohnung gegeben?“ In ihrer Stimme zog eine leichte Gereiztheit auf.

„Mutter, mach dir keine Sorgen. Der Zeitungsverlag stellt mir ein Appartement. Ich wohne im zwölften Stock.“ Meine Beschwichtigung schlug vollkommen fehl.

„Um Gottes Willen. Lass bloß die Fenster zu... Da kannst du ja herausfallen.“

„Mutter, ich kann die Fenster nicht öffnen. Das Appartement besitzt eine Klimaanlage. Außerdem ist dein Sohn ein erwachsener Mann.“

„Ja, ja, versprich mir nicht die Fenster zu öffnen.“ Sie hörte mir nicht einmal zu.

„Ja, Mutter. Mach dir keine Sorgen. Ich muss gleich los auf Arbeit.“

„Und wie ist sie denn, deine neue Arbeit?“ Ihr Tonfall änderte seine Farbe. Interesse an ihrer eigenen Frage hörte ich nicht heraus.

„Mutter, können wir das nicht ein andermal besprechen? Ich komme sonst zu spät zur Arbeit.“

„Um mich kümmerst du dich überhaupt nicht mehr.“ Endlich war sie an dem Punkt angekommen, der so viele unserer Gespräche prägte. Wenn meine Mutter etwas gut konnte, dann Vorwürfe austeilen und die beleidigte Leberwurst spielen. Wie mein Vater das aushielt, blieb mir ein Rätsel.

„Kommt mich einfach in der nächsten Zeit besuchen. Dann siehst du ja wie und wo ich wohne.“

„Ach, du weißt, dein Vater fährt nicht gern weg.“

„Kommst du eben alleine. Mit der Bahn.“

„Mit der Bahn? Die ganze weite Strecke? Ich soll zu dir ganz allein fahren? Du willst mich wirklich nicht sehen, Mathias.“

„Dann kann ich dir auch nicht helfen.“ Ich war einfach nur genervt und drückte meine Mutter weg.

Ich verspürte nur einen Wunsch: Vor Beginn meiner Arbeit wollte ich in einem Bistro frühstücken. Ich ging ins Bad duschen. Verdutzt blieb ich stehen, als ich das Badezimmer verließ. Ich blickte ins Wohnzimmer. Eine Wand bestand vollkommen aus Glas und der Ausblick wirkte auf mich wie ein Déjà-vu-Erlebnis. Vor mir lag die Stadt mit ihrem Hafen. Fasziniert stand ich minutenlang am Fenster. Warum bemerkte ich diesen Ausblick gestern Abend nicht? Die Müdigkeit ließ mich alles ausblenden. Meine Taschen standen mitten im Wohnzimmer: Die würde ich heute nach der Arbeit auspacken. Ich schaute auf die Uhr. Die Zeit drängte mich, die Wohnung zu verlassen. Ich wollte ja noch Frühstücken. Gleichwohl trieb mich die Neugier umher. Ich blickte mich in meinem neuen Zuhause um. Ein Flur, Arbeitszimmer, Schlaf- und Wohnzimmer, in dessen Mitte eine überdimensionale Couch stand, mit angrenzender offener Küche. Modern und spartanisch die Einrichtung. Die Reduktion der Ausstattung auf

ihre Funktionalität verlieh den einzelnen Räumen einen eleganten Stil. Ich befand mich im zwölften Stock dieses Appartementhauses. Daran erinnerte ich mich. Ja, den Knopf im Fahrstuhl mit der Zahl zwölf drückte ich gestern Abend. Ich packte meine Sachen zusammen und verließ die Wohnung. Nach der Arbeit wollte ich gleich einkaufen gehen. Einige Minuten stand ich am Fahrstuhl, bis der endlich oben angekommen war. Ich stieg ein, hoffte in wenigen Minuten an der frischen Luft zu stehen. Im zehnten Stock hielt der Fahrstuhl. Eine junge Frau stieg zu, die in ein blaues Kostüm gewickelt war und deren Körper den Geruch von Narzissen versprühte. Ihr dunkelblondes Haar endete in einem Pferdeschwanz. Sie wirkte in ihrer Strenge und ihrer Kleidung dominant, ja, sie erinnerte mich in ihrer Übersichtlichkeit an mein Appartement. Das war nicht alles. Die strenge äußere Erscheinung verband diese Frau mit einer ausgenommenen sinnlichen Schönheit. Ich hielt den Atem an. Ihr Äußeres reduzierte diese Frau auf Funktionalität. Ein Umstand, den ich bei einer Frau als sehr angenehm empfinde. Ich wagte sie nicht direkt anzuschauen. Das war der Zeitpunkt, an dem ein Mann alles falsch machen konnte. In dem Augenblick waren meine Gedanken unbegründet. Ohne Umschweife begann die unbekannte Frau, ein Gespräch mit mir zu führen. Der Eindruck entstand, wir würden uns seit Jahren kennen.

„Na, gut geschlafen?“ Dabei schaute sie mich von der Seite an und aus ihrem Mundwinkel stach ein spöttisches Lächeln hervor.

„Ja, danke der Nachfrage“, sagte ich ein wenig verwundert, meine Überraschung kaum verbergend. Fast wäre ich ins Stottern geraten. Hoffentlich sah sie meine Verwunderung nicht in meinem Gesicht. Das war meine größte Sorge in dieser Minute.

„Gestern Abend waren Sie nicht so gesprächig.“ Sie schoss aus der Deckung auf mich. Ich stand vor ihr völlig bloßgestellt. Auf was wollte diese Frau hinaus?

„Gestern Abend?“ fragte ich und verbarg meine Irritation keineswegs. Warum auch? Meine Erinnerung an gestern Abend war in meinem Gehirn vollkommen gelöscht.

„Ich habe Ihnen die Tür aufgehalten. Sie mit Ihrem ganzen Gepäck. Sahen ziemlich hilflos aus, fast komisch.“ Sie lachte kurz auf.

„Oh, das tut mir leid. Ich war gestern Abend sehr müde. Entschuldigung. War mein erster Tag hier.“ Ich bemerkte gleich, dass ich mich zweimal hintereinander entschuldigte. Der Frau gelang das Kunststück, dass Mathias Novernius neben sich stand.

„Gegrüßt haben Sie. Sie waren sehr mit ihren Taschen beschäftigt. Nicht einmal aufgeschaut haben Sie. Sie kommen wohl vom Dorf?“ Das klang provokant mit ein wenig Ironie zwischen den Zeilen. Im gleichen Atemzug lachte sie laut auf. Ihr Lachen war kein Auslachen. Ihr Lachen kam herzlich daher. Sie fand mich sympathisch. Dabei befand ich mich weiter in der Defensive.

„Wieso vom Dorf?“ fragte ich und meine Irritationen nahmen zu.

„Das sehe ich Ihnen an.“ Ehe ich antworten konnte, entschwand sie mit klappernden, blauen Pumps und wackelnden Hüften aus der geöffneten Fahrstuhltür. Ich schaute auf die Uhr und mir war klar, zu welcher Zeit ich morgen am Fahrstuhl sein sollte. Die Frau weckte in mir den Stachel der Neugier. War das, was soeben passierte, ein Versuch mich anzubaggern? In dieser Großstadt schienen die Menschen einen anderen Stil im Miteinander zu pflegen. Jedenfalls ist mir das in meiner süddeutschen Provinz nie passiert, dass mich eine junge Frau einfach ansprach.

Ich trat an die frische Luft. Eine Wohltat. Ich atmete tief ein. Ein paar Straßen weiter fand ich ein Bistro. Das Entdecken des Bistros sah ich wie eine glückliche Fügung an. Bald sollte ich bemerken, dies war Normalität. Bistros, Cafés und kleine Restaurants, die bereits am frühen Morgen Kaffee und einen Imbiss anboten, die gab es wie Sand am Meer. Das Ambiente sprach mich gleich an. Modern, funktional und spartanisch. Zum Wohlfühlen und längerem Verweilen regte mich die Inneneinrichtung nicht an. Ich bekam ein Gefühl dafür, wie eine Großstadt funktionierte. Viele Menschen kauften kleine Mahlzeiten ein und aßen auf dem Weg zur Arbeit. Eine eigenartige Esskultur. Alles in dieser Stadt machte einen nebensächlichen Eindruck. Keiner

achtete auf das, was er gerade tat. Schnell und oberflächlich, das waren die bestimmenden Worte der Zeit. Im Bistro beobachtete ich, während ich aß, wie viele Menschen kleine Mahlzeiten in ihren Körper hineinstopften. Von diesen Fertiggerichten lebten die kleinen Händler. Für die Käufer eine bequeme Sache. Spart Zeit zuhause. Was mir gleichzeitig auffiel, die Menschen aßen sehr schnell ihr Brötchen oder Croissant. Den Kaffee nahmen sie in einem Becher aus Pappe mit. Schlürften daran und verkniffen ihr Gesicht, da das Getränk heiß war. Das verkniff ich mir. Bisher habe ich meinen Kaffee immer aus einer Porzellantasse getrunken. An diesem Prinzip werde ich weiter festhalten. Für mich gehört Porzellan und Glas zur Esskultur in meinem Land. Ich will nicht aus der modernen Form des Blechnapfes essen und trinken. Ich riss mich los und begab mich auf den Weg zu meiner neuen Arbeit.

Mein neuer Arbeitsplatz war Teil eines dieser Großraumbüros, die mittels Schallschutzwände, die bis zur Brust reichten, in viele Nischen unterteilt waren. Eine neue Erfahrung für mich. Ein permanenter, unterschwelliger Geräuschpegel lag in der Luft. Torsten, der sechs Nischen, oder wie sie in der Fachsprache genannt wurden, Boxen, weiter arbeitete, führte mich zu meinem Arbeitsplatz. Dann legte er seine Unterarme auf eine dieser Trennwände und sprach mich offiziell an: „Guten Morgen, Herr Kollege Novernius. Begrüße dich bei uns im Affenhaus. Wie hast du die erste Nacht verbracht?“

„Ging so, war ziemlich müde und die Dusche heute am Morgen tat gut. Nur das Frühstück in diesem Bistro, bei mir da gleich um die Ecke, war nicht mein Fall. Ich stellte auf dem Weg hierher fest, ich vertrage dieses industrielle Essen nicht. Zu viele künstliche Bestandteile sind darin. Wahrscheinlich hauen die in die Brötchen Schwermotoröl rein, wenn der Geschmack und die Oberflächenbräune verbessert werden sollen.“ Was meinerseits nach echtem Frust klang, war für Torsten ein Anlass zum Lachen. Ich ließ mich nicht entmutigen und erzählte ihm von meinem Erlebnis im Fahrstuhl. „Heute Morgen im Fahrstuhl sprach mich eine junge Frau an. Einfach so, aus heiterem

Himmel, obwohl sie mich nicht kennt. Ich frage dich, ist das hier normal?“

„Mathias, wo lebst du? Das hier ist eine Großstadt. Die Frauen sind emanzipiert. E-m-a-n-z-i- p-i-e-r-t! Verstanden! Das ist das Erste, was du dir merken solltest. Wir leben in einer modernen Gesellschaft. Die Umgangsformen, die im Süden zum guten Ton gehören, haben die Menschen hier vor Jahrzehnten abgelegt.“

„Ja, habe verstanden. Ich weiß, was emanzipiert bedeutet. Meine Irritation lag darin begründet, dass mich in meinem bisherigen Leben nie eine Frau, jedenfalls keine junge Frau, im Fahrstuhl angesprochen hat. Du magst das komisch finden. Für mich war die Situation neu.“

„Daran wirst du dich gewöhnen müssen, Mathias. Deine süddeutsche Provinz war bestimmt schrecklich für dich.“

„Wenn du das in Bezug auf die Frauen meinst, ja. Angesprochen hat mich da nie eine.“

„Du wirst eine Menge zu lernen haben. Hier im Norden ist einiges anders. Komm, ich stelle dich den Kollegen vor. Wird Zeit, dass sie dich kennenlernen.“

Gut gelaunt gingen wir im Großraumbüro alle Boxen ab. Torsten stellte mir die Kollegen vor. Er warnte mich gleich vor, einige Dinge, die ich sehen würde, könnten mich irritieren. Daraufhin muss ich verduzt geschaut haben. Torsten setzte ein vielsagendes Lächeln auf. Ich beschloss, offen auf alle zuzugehen und nahm Torstens Warnung nicht ganz ernst. Mein Vorstellungsvermögen, gepaart mit Naivität sagte mir: Was soll bei einer Vorstellungsrunde großartiges passieren? Ist ja nicht das erste Mal, dass ich irgendwo neu anfrage.

Das Schütteln vieler freundlich, lächelnder Hände begann, begleitet vom Austausch der üblichen Worthülsen. Wir schritten von einer Box zur anderen, kreuzten mehrmals die weitverzweigten Gänge. Ich gewann viele interessante Eindrücke und die unterschiedlichsten Blickwinkel, die dieses Großraumbüro bot, schien spannend und interessant zu werden. Die Orientierung fiel mir am Anfang sichtlich schwer. Ohne Torsten wäre ich wohl in irgendeinem Kreisverkehr gelandet.

Plötzlich tauchte ein Mensch vor mir auf, der eher zu einem Karnevalsumzug gepasst hätte. „Mathias“, Torsten führte mich, „darf ich dir Giuseppe vorstellen.“ Verdattert drückte ich dem Gondolierendouble die Hand, der mich auf Italienisch begrüßte. Wie ich später von Torsten erfuhr, hieß Giuseppe Hans Krümling. Er war Mitte fünfzig. Giuseppe besaß von Natur aus ein südländisches Aussehen und trug ein Menjoubärtchen dazu. Ich erfuhr, dieser Giuseppe arbeitete seit über dreißig Jahren in der Redaktion des Abendsterns. An seinem Arbeitsplatz stand eine Stange, der sogenannte Remo, unter dem Tisch ein Holzbrett mit Rädern, wie Umzugsfirmen es häufig benutzten. Skateboard wäre nicht die richtige Bezeichnung. Torsten zog mich am Ärmel weiter und ich vernahm nur noch ein „Ciao Bello“ von Giuseppe. Ich war sichtlich irritiert, was Torsten mir an meinem Gesicht ansah. Ich beobachtete ein Schmunzeln auf seinen Lippen.

Das war aber nur der Beginn. Mögliche Steigerungen konnte ich mir in diesem Moment nicht vorstellen. Ich stolperte in der übernächsten Box einem Uniformierten fast in die Arme. In letzter Sekunde gelang es mir, meinen Körper abzufangen.

„Mann, reißen Sie die Hacken zusammen, Sie stehen vor dem Führer.“ Reflexartig knallte ich, in Erinnerung an meine Armeezeit, mit den Hacken und reckte die Brust heraus. Die Lautstärke, mit der dieser Anwurf mich traf, kam überraschend. Die Reaktion, die ich zeigte, war es auch. Torsten schluckte mächtig, um nicht laut loszubrüllen. „Sehr gut, ich sehe, Sie haben gedient. Fabelhafter Mann. Wo waren Sie?“

„Bei den Panzergrenadieren.“

„Und wie viel Panzer vernichtet?“

Ich schaute wohl vollkommen verdattert. Mein Gegenüber rettete die Situation, indem er auf eine Antwort verzichtete. „Na, neu hier. Was? Macht nichts. Waren alle mal neu. Das mit den Panzern kommt später. Hauptsache gute Grundausbildung. Wir sehen uns morgen früh zur Lagebesprechung. Wegtreten.“

Der Führer grüßte militärisch. Legte die rechte Hand an seine Fantasieschirmmütze. Und ich gestehe ganz offen, ich erwartete an dieser Stelle einen anderen Gruß. Da erst fiel mir auf, seine Rolle bestand zwar darin der Führer zu sein, jedoch steckte mehr dahinter, was ich in diesem Moment nur erahnte. Und wie der Führer sah dieser Mann nicht aus, denn er war groß, blond und blauäugig. Ein Arier, wie er im Buch stand. Dachte ich damals. Mittlerweile vertraue ich in solchen Sachen nicht einmal mehr meinen Augen. Und trotzdem er im selben Alter wie Krümling zu sein schien, wirkte er ein wenig jugendlicher, ein echter Sportlertyp. Krümling hielt mit seinem südländischen Aussehen gegenüber dieser Gestalt in einer Fantasieuniform ebenso mit. Bei der physischen Ausstrahlung des Führers spielte die Fantasieuniform die entscheidende Rolle. Er erinnerte mich sofort an Gaddafi. Die Uniform saß korrekt auf seiner perfekten Figur. Für sein Alter, ich schätze ihn auf Anfang fünfzig, besaß er einen durchtrainierten Körper. Kein Gramm Fett zu viel. Was fehlte, war das Bärtchen. Ein blondes Bärtchen hätte da irgendwie lächerlich gewirkt. Nicht genug, dass ich diesem exzentrischen Typen begegnet war, ein Dritter sollte hinzukommen. Ganz wie im Märchen. Drei Wünsche hast du frei, Matthias, dachte ich.

Diesmal schritt Torsten voran, der mir eine weitere Peinlichkeit ersparen wollte und übernahm. „Großer Kaiser der Franzosen“, mit gewaltiger Geste steuerte er auf den kleinen Mann zu, der mit seinem Zweispitz viel größer wirkte, „ich grüße den ständigen Vertreter der Grande Nation beim Abendstern.“

Torsten indes beachtete er nicht weiter. Er lief an ihm vorbei auf mich zu und ich dachte, was wird gleich passieren? „Mon cher. Schön Sie zu sehen. Ich hörte, mein lieber Klebér“, so sprach er mich an, „Sie kommen gerade aus Ägypten zurück. Was können Sie mir über meine große Armee berichten?“

In diesem Augenblick verließ mich meine Intuition nicht und geistesgegenwärtig meldete ich Napoléon einen großen Sieg über die Osmanen. Er nahm mich in seine Arme, ging zurück zu seinem Schreib-



tisch, öffnete die Schublade und holte einen Orden heraus, den er mir an die Brust heftete. Ich stand da wie ein Trottel, spielte das Spiel mit und salutierte vor dem Kaiser. An was ich in diesem Moment dachte? Ich funktionierte. Ich weiß nicht, ob ich überhaupt dachte. Höchstwahrscheinlich fanden die Kollegen vor Lachen kein Halten mehr. Sie müssen einander schreiend in die Arme gefallen sein. Damit lag ich genau richtig. Torsten bestätigte mir das später. Ohne die leiseste Ahnung sammelte ich Sympathiepunkte bei den anderen Kollegen. Napoléon legte nach. An ein Entkommen war nicht zu denken.

„Wunderbare Nachrichten, die Sie mir da bringen, mein lieber Klebér. Bleiben Sie in meiner Nähe. Ich habe große Pläne mit Ihnen.“ Ein weißes Spitzentaschentuch in seiner Hand machte uns klar, wir könnten gehen. Die Audienz beim Kaiser wäre vorüber. Ich hatte viele Fragen, von denen ich hoffte, Torsten würde sie mir beantworten. Vielleicht gehörte das mit zu den Begrüßungsritualen in dieser Redaktion?

Torsten tat mir den Gefallen und beantwortete mir einen Teil meiner Fragen. Krümling, erzählte Torsten, war für die Auslandsnachrichten zuständig und Napoléon, alias Jürgen Hartkrampf war Gerichtsreporter. Den Vogel dieses Dreigestirns schoss der Führer ab. Als mir Torsten seinen Namen nannte, dachte ich, ich hätte mich verhöhrt. Zwi Glasstein. Ein Jude spielte hier den Führer. Ein blonder Jude, der aussah wie ein Arier. Ich muss ihn dermaßen entsetzt angesehen haben, dass Torsten anfang laut zu lachen. Das erregte die Aufmerksamkeit anderer Kollegen in der Nähe, die über den Rand ihrer Boxen nach uns schauten. „Er ist halt der Meinung, er sei der Führer. Na, soll er den Führer spielen. In der Redaktion hat damit niemand ein Problem. Und schließlich ist er Jude. Wenn einer den Führer parodieren darf, dann Zwi Glasstein. Obwohl das den Juden nicht weiterhilft. Ich kann dir nichts weiter sagen. Vielleicht überwindet er damit seinen Schmerz? Was damals passiert ist, ist passiert. Das Rad zurückdrehen ist ausgeschlossen. Übrigens, er arbeitet im Sportteil. Zum Schluss habe ich zudem eine echte Überraschung für dich.“

„Nein, ist nicht dein Ernst? Mehr als die drei Herren verkrafte ich heute nicht. Oder will er mich ein viertes Mal vor den Kollegen bloßstellen?“

„Bloßstellen? Du wirst lernen damit umzugehen. Hier sind alle ein wenig verrückt.“ Dabei war sein Blick eine Mischung aus Ironie und schelmischen Witz.

„Das gehört beim Abendstern zum guten Ton, stimmt’s?“ fragte ich verunsichert.

„Die Frage kann ich dir nicht beantworten. Da musst du selbst dahinter steigen. Und nun komm.“ Torsten drängte mich regelrecht in Richtung der nächsten Box.

Ich dachte dabei nur: Halte bloß alle Taschen zu. Wer wird erscheinen? Karl Marx, Albert Einstein, Isaak Newton? Den Menschen, den Torsten mir vorstellte, dieser war etwas, womit ich nicht rechnete. Sie hieß Lisa von Spalder und hob sich, allein wegen ihres Äußeren, von den anderen Mitarbeitern ab. Sie trug Vintage Mode im Stil der fünfziger Jahre. Ihre Haare dazu passend im Stil des Rockabilly. Ihr schwarzes Haar fiel als Pony in das Gesicht. An den Seiten reichten die Strähnen bis zu den Schultern. Ihr Make-up verlieh den Ganzen den letzten Pfiff. Was sie anhatte, war ein Kleid. Ich kenne mich da nicht aus. Ein Petticoat Kleid, wie ich später herausfand. Oben um die Schultern ein V-Schnitt, in der Taille ein breiter gelber Gürtel, unten sehr weit. Die Farbkombination fand ich passend. Ein lila Kleid mit gelben Punkten und dazu der gelbe breite Gürtel. Und die Pumps natürlich in Lila. Was mir auffiel, sie trug, bis auf einen harmlosen Ring, keinen Schmuck. Das brachte Übersichtlichkeit in Lisas äußere Erscheinung. Schließlich, das war meine Vermutung, wollte sie die Aufmerksamkeit über die Mode, die sie trug, auf ihre Person lenken. Und die Rechnung ging auf. Nicht nur die Männer, selbst die Frauen schauten Lisa neidisch hinterher, wie mir gleich in diesen ersten Minuten an meinem neuen Arbeitsplatz auffiel. Ja, das war meine erste Beobachtung von dieser Frau, Lisa von Spalder, die in mir für immer haften bleiben sollte. Zu ihrem Kleid besaß Lisa eine atemberaubende

Figur. Ich dachte an meine Begegnungen auf dem Flur der Chefetage von gestern und von heute früh im Fahrstuhl. Sie war die dritte Frau in den letzten vierundzwanzig Stunden, die meine Aufmerksamkeit fesselte. Lisa sah einfach bezaubernd aus. Alles an ihr passte. Ihr Äußeres verriet, sie besaß Geschmack und Stil. Lisa setzte beides sehr zu ihrem Vorteil, was die Außenwirkung betraf, ein. Ich war einfach nur baff und dachte, nie im Leben würde ich einmal die Gelegenheit bekommen, eine Frau von diesem Format kennenzulernen. Sie spielte in ihrer eigenen Liga und das nicht nur, was ihr Aussehen betraf. Wenn ich meinen ersten Eindruck von Lisa beschreiben soll, ist das für mich schwierig. Irgendwie war sie weder Fisch noch Fleisch. Eine Frau, die nicht einzufangen war, wohl deswegen, weil sie selber auf Raubzügen unterwegs war und stets und ständig auf Beute lauerte. Sie war von allem etwas. Lisa war eine Frau, die selbstbewusst im Leben stand. Diva, die mit ihren Reizen ganz bewusst spielte, und, das vermutete ich, ein Mensch, dessen Inneres sehr zart und zerbrechlich daherkam. Denn alles an ihr, so schön es auch für das Auge eines Mannes erschien, machte den Eindruck, ein Geheimnis zu kaschieren. Ich meinte das alles in ihren tigerkatzenähnlichen Augen zu sehen, die auf zweierlei Weise ausstrahlten. Einmal waren sie wild und unbezähmbar schön. Dann wiederum, wenn ich tiefer in sie hineinblickte, sah ich die Zerbrechlichkeit eines sensiblen Menschen, dem wehzutun dem Täter selbst die größten Schmerzen abverlangte.

Torsten stellte mich Lisa vor. Ich stand vor einer Frau mit einem Orden an der Brust. Peinlich. Zwischen uns Torsten, der die Distanz wahrte. Ich getraute mir nicht ihr die Hand zu geben und Lisa sah keine Veranlassung den ersten Schritt zu gehen. Ihre Hand hätte ich gern gespürt. Torsten führte das Gespräch. Die vielen versteckten anzüglichen Bemerkungen, die sie in einem lockeren Gespräch austauschten, führten mich zu der Erkenntnis, dass Lisa und Torsten einmal in einem näheren Verhältnis zueinander standen. Was davon geblieben war, nach meiner Beobachtung, gegenseitige Achtung. Ihre Antworten, die Lisa Torsten gab, waren nicht nur witzig, sondern

zeugten von Intelligenz und Schlagfertigkeit. Und Lisa flirtete mit ihren Katzenaugen. Sie waren Waffen, die, allein wegen ihres brillanten, leuchtenden und messerscharfen Augenspiels, zu einem Orgasmus gereicht hätten. Dieser faszinierende, einschneidende Blick, erzeugte in mir die Sehnsucht, mich freiwillig in ein Abenteuer mit ihr zu stürzen. Ich stellte mir vor, wie es aussehen würde, wenn Lisa im diffusen Licht einer spärlichen Beleuchtung mit ihrem Gesicht auf mir liegen würde. In meiner Fantasie sah ich ihre funkelnden Augen über mir. Sie würde gleich zu einem tödlichen Biss an meine Kehle ansetzen, den ich in diesem Moment unendlich und voller Sehnsucht wünschte. Torsten riss mich aus meinen Träumen.

Auf dem Weg zurück zum Arbeitsplatz flüsterte er mir zu: „Mit Lisa, wirst du bald näher Bekanntschaft machen.“ Seine Aussage vibrierte in meinem Ohr und weckte in mir Gefühle, die von unerklärlicher Angst bis hin zur Erfüllung von geheimen Wünschen reichte.

Naiv wie ich war, fragte ich: „Wieso, gehört sie zu meinem Bereich?“

Torsten lachte und deutete geheimnisvoll an: „Deine süddeutschen Dorf Mädels mögen ja kernig sein, hier sind wir in einer Weltstadt, mit Frauen von anderem Kaliber. Wirst dich an meine Worte noch erinnern.“

„Ich hoffe nicht schmerzlich.“ Wir schauten einander in die Augen und lachten. Torsten war plötzlich der Meinung, ich hätte mir meinen Humor bewahrt, wobei ich nicht sagen kann, ich wäre nun unbedingt ein humorvoller Mensch. Nebenbei verriet er mir, Lisa arbeitete für den Bereich Kultur und da hätte sie echt was drauf. Ihre berufliche Grundlage bildete ein Studium im Bereich Literatur und Journalismus.

Bevor Torsten an seinen Arbeitsplatz verschwand, lud er mich für den kommenden Sonntag zu einem Ausflug per Rad in die nahe der Stadt gelegene Heide ein. Mein Argument, ich hätte kein Fahrrad, entkräftete er sogleich und bot mir an, für ein entsprechendes Gefährt zu sorgen. Ich fragte, wer denn alles mitkommen würde. Torsten ant-

wortete eher beiläufig, dass Kerstin, seine Frau, und Lisa mitfahren werden.

„Ist der reine Zufall mit Lisa“, sagte ich. Warum gerade diese Lisa. Seine Frau hätte allemal gereicht, dachte ich.

Im Stil: „Ich kann kein Wässerchen trüben“, bestätigte mir Torsten, der Zufall wäre hier im Spiel. Das ließ ich gelten, nur glauben wollte ich nicht daran. Ich kannte meinen alten Freund Torsten nur zu gut. Das Schlitzohr.

„Und wer ist der Chefredakteur der Zeitung?“ Eigentlich dachte ich, diesem heute zuerst vorgestellt zu werden.

„Chefredakteur? Den hast du gestern kennengelernt.“

„Gestern?“ fragte ich ungläubig.

„Mensch, Schlabermund, der ist hier alles in einem.“

„Ach so“, antwortete ich erstaunt und machte große Augen. Ich kannte solche Personalkonstruktionen von ganz kleinen Anzeigebaltern. Dass Schlabermund alles in einem war, verblüffte mich sehr. Der Abendstern: das Unternehmen eines Alleinunterhalters? Alle Achtung. Torsten gab mir ein Zeichen, das Abschied bedeutete. Ich fühlte mich mehr auf der Flucht. Erst einmal untertauchen, dachte ich. Ich stand unter dem Einfluss dessen, was ich in den letzten Stunden erlebte. Deswegen lief mein innerer Arbeitsmotor nur langsam an. Mit allem hatte ich heute Morgen auf dem Weg hierher gerechnet. Na ja, wenn ich ehrlich bin, rechnete ich mit ganz normalen Kollegen. Was ich bisher erlebte, schien auf Spaß oder eine böse Überraschung hinauszulaufen. Normal war das nicht. Wegen meiner Verunsicherung verschwand ich erst einmal im Internet und kramte im Computer herum. Ich suchte im Archiv der Zeitung nach den Themen, die in den letzten Monaten im Wirtschaftsteil erschienen waren. Irgendwann fiel mein Blick auf das nahe gelegene Fenster, das mir die offene See darbot. Das Fenster war das dritte in zwei Tagen, aus dem ich die Stadt und ihren Hafen von oben beobachtete. Ein Zufall? Ganz weit hinten sah ich die großen Schiffe. Eine Geisterhand schob die Seefahrzeuge wie Kulissen in einem Theater hin und her. Der Anblick strahlte eine

magische Anziehungskraft aus. Ich dachte, ich träume. So also sieht die globalisierte Welt aus. Kulissenschieber. Alles wird nur hin- und hergeschoben. Plötzlich geisterte in meinem Kopf die Titelzeile für meinen ersten Leitartikel im Wirtschaftsteil, der in der Sonntagausgabe erscheinen sollte, herum. Ich rief Torsten an. „Du sag mal, der Chef ist mit mir in den Hafen gefahren und am Eingang winken sie Schlabermund und mich einfach durch. Wie komme ich da hinein?“

„Ganz einfach, du nimmst einen von den Firmenwagen, zeigst deinen Presseausweis und fertig. Der Ausweis des Abendsterns wird dir alle Türen der Stadt öffnen.“

„Gut, ich fahre zum Hafen“, sagte ich in einer spontanen Eingebung. Ein bisschen Flucht war wohl auch dabei. Torsten erwiderte darauf nichts, sondern wünschte mir zu meiner ersten Außenreportage, wie er meinen Ausflug nannte, viel Glück.

Allein die Aufschrift auf meinem Wagen wirkte Wunder. Die Kontrolleure vom Sicherheitsdienst winkten mich ohne Kontrollen durch und ich fuhr in den Hafen. Ich hätte alles Mögliche hinein und hinaus schmuggeln können. Ich parkte gleich hinter dem Eingangsbereich. Einer der Wachleute stellte mir ein Fahrrad, einen gelben Helm und eine orange Warnweste zur Verfügung. Ich sah aus wie ein bunter Clown. Er sagte, ich solle schön aufpassen, Menschen werden hier im Hafen leicht übersehen. Und wer einmal verschwunden wäre, der tauche nie wieder auf. Das klang wie in einem schlechten Krimi. Gleichzeitig machte er mich auf die grünen Schilder aufmerksam, dies wäre das Leitsystem im Hafen. Schön, dachte ich, wenn ich mit den Begriffen darauf etwas anfangen kann, vielleicht ist das ja hilfreich für mich. Ich radelte einfach los, war zirka eine Stunde unterwegs, bis ich den Weg zum Ende des Hafens fand und am Meer stand. Mit dem Begriff Meer die vor mir liegende Wasserfläche zu bezeichnen, wäre eine maßlose Übertreibung. Eine einzige trostlose Baustelle sahen meine Augen. Nicht weit von mir drehten unzählige Baukräne ihre Runden. Ich sah die Unmengen von Erdrich, die sie bewegten. Gelbe Maschinen schoben sie planlos hin und her. Das war mein erster Eindruck.